



Deutsche Geschichte

Brandi, Karl

Berlin, 1919

Groß- und Kleindeutsch. Die Kaiserzeit. - Lockungen Italiens. Otto I. und sein Haus. Die Salier und der Aufstieg des Papsttums. Kirchenrecht. Kreuzzüge. - Papstwahlen und Schisma. Lehnshoheit über ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77924](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77924)

IV. Kaiser und Papst.

Man hat vor sechzig Jahren in Deutschland gestritten um die großdeutsche und kleindeutsche Lösung der deutschen Frage, mit oder ohne Osterreich und Italien. Da wurde auch die Geschichte als Bundesgenossin zugezogen, und während Heinrich v. Sybel die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters tadelte, da sie jeder gesunden Staatsauffassung Hohn gesprochen habe, verteidigte sie Julius Ficker im Sinne einer Großmachtbildung in Mitteleuropa.

Für den Augenblick behielt Sybel recht; die kleindeutsche Lösung wurde zuerst gefunden, 1866, 1870. Allein schon 1879 näherte sich der Zeiger der Weltgeschichte der Auffassung Fickers, und heute erscheint Ficker nicht nur als Historiker gerechtfertigt. Als Historiker durfte er betonen, daß die Dinge sich nicht nach einem vorgestellten Plan entwickeln, sondern aus einer Fülle von Zufällen und eigentümlichen Verknüpfungen. Es sind die Spieler, die der blinden Regie der Geschichte durch ihre Einfühlung in die gegebenen Möglichkeiten Form und persönlichen Stil abgewinnen; insofern möchten wir von unserer ganzen Geschichte heute die Kaiserzeit am wenigsten missen.

Die Aufgaben wurden ihr gestellt von der inneren Entwicklung Italiens; die Spieler waren die deutschen Könige und die römischen Päpste; der Hintergrund die abendländische Geschichte mit gelegentlichen Ausblicken ins ferne Morgenland.

Die römischen Bischöfe hatten ihre Selbständigkeit in Mittelitalien seit 750 unter fränkischen Schutz gestellt, und da Karl der Große schon 776 dem Langobardenreiche ein Ende bereitet hatte, so herrschten die Franken in Oberitalien als Könige, in Mittelitalien als Schutzherrn der Kirche und seit 800 als Kaiser. Ihre Erben übernahmen diese Tradition, und für einen deutschen König von der Bedeutung Ottos I. lag es nahe, den alten Zustand kraftvoll wieder herzustellen. Man muß sich dabei erinnern, daß es,

wie überall, erst recht in Italien örtliche Gewalten gab, die in königslosen Zeiten ihre Herrschaft ausbreiteten und deshalb einer Erneuerung der Königsmacht entgegenstrebten.

Otto I. aber kam zum Eingreifen in die lombardischen Verhältnisse durch Beziehungen, die vom Herzogtum Schwaben aus in die italienische Nachbarschaft hinüberreichten. Daneben freilich wirkte, wie symbolisch für die heraufziehende italienische Politik der deutschen Könige, ein durchaus romantischer Beweggrund mit. Die jung verwitwete Königin Adelhaid wurde schwer bedrängt, und der ritterliche Sachsenkönig eilte, sie zu befreien und zu heiraten. Die schöne Burgunderin aber brachte neue Züge in sein Königtum. Angelegenheiten der Kirchen- und Klosterreform burgundischer Richtung berührten mit ihr zuerst den deutschen Königshof.

Nicht lange nachher trat an den empfänglichen König das Ansinnen heran, in Rom die stadtrömischen Wirren zu ordnen, in welche die Päpste seiner Tage nur zu tief verstrickt waren. Er nahm auch die Kaiserkrone (962) aus den Händen des von ihm einstweilen geduldeten, sehr weltlichen Papstes und ließ sie noch bei Lebzeiten auch seinem Sohne, dem zweiten Otto, reichen. Er warb für diesen Sohn um eine byzantinische Prinzessin und strebte nach Einfluß in Unteritalien im Frieden mit Byzanz. Alles das lag in der Richtung der Politik Karls des Großen, an dessen Grabe der König einst erhoben worden war. Begierig folgten die Deutschen ihren Kaisern, verlockt durch die Schönheit des Südens und die Abenteuerlichkeit der Pläne.

Das Kind der Griechin Theophano aber, Otto III., verlor sein Herz vollends an das Land der Sonne und fand nicht mehr die Heimkehr. Auf dem Titelblatt einer ihm gewidmeten Handschrift dienen ihm die Länder der alten Welt. Sein Haus wurde der Aventin, an seiner Seite bestellte er seinen Verwandten Bruno als ersten deutschen Papst und nach ihm den gelehrtesten Mann des Abendlandes, Gerbert von Reims. Der Rauch einer christlichen Weltherrschaft erfüllte diese gläubigen Sachsen.

Neue Wirren folgten seinem Tode; sein Vetter Heinrich II. und Konrad II., der erste Salier, mußten in der Lombardei mit örtlichen Machthabern aufs neue ernstlich kämpfen. Aber Heinrich III. war wieder anerkannter Herr in Italien; er reformierte

das Papsttum und schuf eben damit die Voraussetzungen für das Durchdringen kluniazensischer Ideen, für das Lebenswerk Gregors VII. und den weiteren Aufstieg des Papsttums.

Dieser Aufstieg aber wurde aus den inneren Kräften der Kirche begleitet von einer Erneuerung und Weiterbildung staats- und kirchenrechtlicher Anschauungen, denen das Reich nichts an die Seite zu stellen hatte. Vor Jahrhunderten (494) hatte einmal ein römischer Papst, Gelasius, gegenüber einem byzantinischen Kaiser, Anastasius, die Formulierung gefunden, die jetzt im 11. und 12. Jahrhundert immer wieder zitiert wurde und die schon zu den Lieblingsworten Gregors VII. gehörte:

„Du sollst wissen, allergnädigster Kaiser, daß die Welt nach Gottes Willen durch zwei Gewalten regiert wird, die heilige Autorität der Bischöfe und die Macht der Kaiser. Aber von diesen beiden Gewalten ist das Gewicht der priesterlichen um so viel größer, als die Priester für alle Menschenseelen, also auch für die Könige, dereinst vor Gottes Richterstuhl Rechenschaft abzulegen haben.“

Damit war das Thema gegeben. Die Kühnheit des Gedankenganges springt in die Augen. Da die Priester die Menschen im Namen Gottes von ihren Sünden zu lösen haben oder für ihre Laster zu strafen, so kann auch das königliche Amt sich dieser Aufsicht nicht entziehen, denn alle Handlungen, auch die des Königs, sind gut oder böse, und das Urteil darüber steht nur dem Priester zu, der die Binde- und Lösegewalt besitzt. Danach hatten die Päpste verfahren gegenüber Ludwig dem Frommen und Lothar II., und neuerdings gegenüber Heinrich IV. Obschon grundsätzlich ihr oberstrichterliches Amt keine Schranken kannte, so mehrten sich doch die Anlässe, je mannigfaltiger die Beziehungen zu den Kaisern wurden. Die eine gebar die andere. Da war das Verhältnis des deutschen Königs zu seinen Bischöfen und Äbten; da war sein weiterhin sichtbares Privatleben; da war das Verhältnis des Kaisers zur Kloster- und Kirchenreform, zum Kirchenstaat und zu Italien; da war endlich der Anspruch des Papstes auf die Hilfe des weltlichen Schwertes bei Abwehr der Heiden und bei Ausbreitung des Christentums.

Und eben hier eröffnete das sinkende 11. Jahrhundert dem Papsttum einen Wirkungskreis von ungeahnter Weite. Aus den südfranzösischen Nöten und den kirchlichen Bewegungen des 10.

und 11. Jahrhunderts hatte sich jene gewitterschwüle Stimmung ergeben, die sich gegen Ende des 11. Jahrhunderts, noch unter Gregor VII. und seinen Nachfolgern, immer mehr verdichtete und in dem ungeheuren Plan einer Befreiung des fernen heiligen Landes entlud. Riesige Kirchenversammlungen unter freiem Himmel; Predigten, Ansprachen und ein tausendstimmiges „Gott will es“ als Widerhall aus dem erregten Volke; dann heftete man sich das Kreuz der Gottesstreiter auf die Kleider.

Alles das geschah unter Führung der Päpste. Für ein halbes Jahrhundert sah Europa die eindrucksvollen Figuren der wandernden Päpste nach dem Vorbild der großen Äbte von Cluny, erst als Prediger der Reform, jetzt als Wegbereiter der Kreuzzüge. Die erste Begeisterung ergoß sich in wehrlosen Scharen, aber den nachfolgenden Heerhaufen gelang der ersehnte Erfolg nach unfäglichen Mühen und Entbehrungen. Im Hochsommer 1099 fiel Jerusalem den christlichen Streitern in die Hände.

Während sich nun erst recht die Schwierigkeiten des Nachschubs und der Erhaltung dieser entlegenen Herrschaften gegen kriegserprobte Nachbarn in einem ungewohnten Klima fühlbar machten, während sich normannische, französische und deutsche Ritter und Fürsten verbrauchten auf den steinigten Wegen und brennenden Wüsten des Orients, blieb der Schimmer des gottgefälligen Werkes den Päpsten.

Die Franken und Deutschen also waren es gewesen, die das Papsttum geschützt und gehoben hatten und sich hineinziehen lassen in die universalen und kirchlichen Angelegenheiten. Der Erfolg aber war schon jetzt mehr den Päpsten als den Kaisern zugute gekommen.

Es gab allerdings auch Hemmungen auf der Seite des Papsttums. Die merkwürdige Folge jener Einführung des Wahlkörpers der Kardinäle waren zwiespältige Wahlen, die, wie etwa 1130, ein langes Schisma, eine Spaltung der Kirche in zwei Anhängerschaften, zur Folge hatten, denn die neue hochpolitische Stellung des Papstes gruppierte die Parteien nicht mehr allein nach stadtrömischen Gesichtspunkten. Beim Schisma von 1130 teilte sich die abendländische Kirche nach den Kluniazensern, die Anaklet II., und dem mit ihnen um die Gunst der Welt ringenden neuen Orden der Zisterzienser, die Innozenz II. anhängen.

Daneben aber war es die italienische Politik, die gebieterisch ihr Recht forderte und der Freiheit der Päpste innere Schranken setzte.

In Unteritalien und Sizilien hatten sich die Griechen nicht behaupten können; schon bald nach dem Jahre 800 waren Teile von Sizilien, schließlich die ganze Insel, an die Araber verloren gegangen. Jahrhundertlang geboten dort Emire in orientalisches aufgeklärter Despotie. Dann hatten langobardische Herzöge, die in den Fürstentümern von Benevent saßen, Hilfe erbeten von durchziehenden Normannen aus der französischen Normandie. Aus dieser Hilfe reckenhafter Nordländer war bald die Aufrichtung eines neuen kriegerischen und kraftstrotzenden Staates gegen Langobarden, Griechen und Sarazenen geworden. Die Normannen übernahmen griechisch-arabische Kultur, fügten sich aber der lateinischen Kirche als ein neues ergebenes Glied ein. Der römische Papst nahm ihre Lehnshulde entgegen und, wie schon Robert Guiscard Gregor VII. Rückhalt bot, so entstand in dem neuen Königtum der Normannen allgemein ein Gegenspieler gegen die deutschen Könige.

Aber auch in Mittel- und Oberitalien erweiterte sich für die Päpste mit der Zunahme ihrer Macht die Reibungsfläche mit den Deutschen durch höchst merkwürdige Vorgänge. Jene Großgräfin Mathilde, an deren Hofe wir Gregor VII. zu Canossa fanden, hatte dem Papst ihr gesamtes von Riva am Gardasee bis Perugia zerstreut liegendes Gut zu eigen vermacht, ohne sich der Nutznießung oder auch nur der Verfügung darüber zu begeben. So hatte sie es in späteren Jahren ihrem Better Heinrich V. verliehen. Die Lehnsleute des Mathildischen Gutes zogen sich geflissentlich zum Reich, — auch als mit dem Wechsel der Dynastie die Voraussetzung für ihre Zugehörigkeit zum Königtum geschwunden war. Unter Kaiser Lothar fand man die Form der privatrechtlichen Belehnung des Kaisers mit diesem Gute durch den Papst. Der Papst also Lehnherr in Unteritalien und, wenn auch nur in beschränktem Maße, in Oberitalien. Der römische Hof legte so großen Wert auf diese Tatsache, daß er im päpstlichen Palaß ein Gemälde des Kaisers und des Papstes anbringen ließ mit dem Spruch:

rex venit ante fores, jurans prius urbis honores
post homo fit papae, sumit quo dante coronam

d. h. der König beschwört vor den Thoren die Privilegien der Stadt, wird der Lehnsmann des Papstes und nimmt aus seinen Händen die Krone.

Man sieht, die fränkische Lehnsidee hatte auch das Papsttum ergriffen; nicht zufrieden mit dem hohenpriesterlichen Amt der Binde- und Lösegewalt über Sünde und Fehler, griffen die Päpste nach jener lehnsrechtlichen Abhängigkeit ganzer Königreiche, die eine dauernde Verpflichtung zu Treue und Ergebenheit mit sich bringen sollte. Schon Gregor VII. behauptete auf Grund unechter Urkunden, das Herzogtum Sachsen sei ein Lehen des apostolischen Stuhles; er war geneigt, den alten englischen Peterspfennig zur Unterhaltung des Hauses der Angelsachsen in Rom als Lehns tribut anzusprechen, und hatte damit den Boden bereitet für noch weitergehende Ansprüche, wie sie in jenem Bild und Spruch spielend bereits die Kaiserkrone ergriffen.

Der deutsche König hatte seinerseits, wenigstens zeitweise und nach kraftvollen Kriegszügen zur Befriedung der Grenzen, die Könige von Ungarn, Polen und Dänemark zu Lehnsleuten angenommen und von den Normannen in Unteritalien schon vor dem Papste Lehnshulde empfangen. So standen sich zwei werdende universale Machtansprüche in der Form von zwei Lehnsystemen gegenüber, — das päpstliche durchaus gewillt, über das deutsche zu triumphieren.

Die innere Entwicklung Italiens schien das Papsttum dabei in der nachhaltigsten Weise unterstützen zu wollen. Die deutsche Macht in Toskana und in der Lombardei, in Venetien und Friaul beruhte auf den großen Herren geistlichen und weltlichen Standes, die ihre Güter und Hoheitsrechte von den Kaisern empfangen.

Nun hatte sich in den Tagen Gregors VII. eben in der Lombardei eine radikale Partei entwickelt, die Pataria, die den Ruf nach Reform der Sitten zunächst gegen die Mächtigen und Begüterten erhob, gegen Bischöfe aus großen Häusern, die Lehen und Hof hielten, gegen verheiratete Priester und Klosterherren, die wohl gar mit Simonie ins Amt gekommen waren. Das Papsttum begünstigte diese Bewegung, die einen populären Zug hatte und schon damit eine Richtung gegen die Deutschen erhielt.

Noch viel breiter wurde in diesem Sinne die Gruppierung der Parteien, als in den italienischen Städten sich nach und nach aus der Barbarei des früheren Mittelalters wieder Handel und Gewerbe lösten und die erwerbstätigen Schichten der Bevölkerung emporbrachten, die nun neben die feudalen Geschlechter traten und, bald im guten, bald mit Gewalt, mit oder ohne Hilfe der Geschlechter, die Anfänge städtischer Selbstverwaltung ins Leben riefen, wodurch aus den nur äußerlich geschlossenen Wohnstätten neue Gemeinwesen, Kommunen, entstanden. Die Geschlechter wie die Kommunen waren jedoch noch in Parteien zerrissen; bei ihnen allen spielten kirchliche und soziale Fragen, Königstreue oder Hinnneigung zum Papsttum längst die Rolle politischer Programme.

Inzwischen waren die Seestädte — im Süden Salerno, Amalfi, im Norden Venedig, Genua, Pisa — seit dem Verfall der Arabermacht an den Gestaden des Mittelmeeres unternehmungslustiger und kriegstüchtiger geworden, seit Beginn der Kreuzzüge auch am Orientverkehr stark beteiligt, untereinander in politischer und handelspolitischer Eifersucht, die einen neuen Grund abgab für Spannungen zwischen dem Reich und dem Normannenstaat. Die Städte des Binnenlandes aber, ebenso längst der Macht der königlichen Grafen und der königlichen Bischöfe entwachsen, schufen sich ihre Gebiete durch friedliche oder gewaltsame Angliederung von Grundherrschaften und kleinen Nachbarstädten. Die ganze, naturgemäß gegen die alten Reichsgewalten gerichtete Entwicklung der italienischen Städte nahm einen raschen Fortgang. In den Städten aber breitete sich langsam mit der Pflege der Volkssprache auch das italienische Volksgefühl aus, Erinnerung an eine große Vergangenheit, wachsende Empfindlichkeit gegen fremde Eingriffe, und ein unbestimmtes Gefühl dafür, daß der Papst, allen universalen Ausprüchen zum Trotz, doch eine nationale Macht sei, so gut wie der versunkene Glanz des alten Römertums. Man sieht gleichwohl noch immer die Parteien sich der politischen Führung fragend entgegenstrecken. Sie horchen noch auf verschiedene Schlagworte, und wenn man beachtet, daß es auch Streitigkeiten mit dem päpstlichen Nachbarn gab, und daß der wachsenden Weltherrschaft des Papstes sich durch alle Jahrhunderte jenes radikale Element entgegenstellte, so schienen die Bedingungen der italienischen Politik

zwar dem Papsttum besonders günstig, allein immer noch in gewissem Sinne frei.

Eben um die Mitte des 12. Jahrhunderts trat zu Rom ein Spätling jener Bewegung der Pataria hervor, ein Kleriker von schneidender Dialektik und leidenschaftlicher Sprache, Arnold von Brescia. Hatte er in Frankreich zu Füßen des scharfsinnigen Abaelard gegessen, der dann ein Opfer der hochkirchlichen Richtung Bernhards von Clairvaux wurde, so wandte er nun in Rom die Waffen, die Gregor VII. einst gegen die kaiserlichen Bischöfe gerichtet hatte, rücksichtslos gegen das Papsttum selbst. Herrschaft sei nicht Aufgabe der Priester, Macht und irdisches Gut seien vom Bösen. Arnold entfesselte zu Rom eine Revolte, die in der stets unruhigen Residenzstadt einen gefährlichen Umfang gewann. Man erneuerte das republikanische SENATVS POPVLVSQVE ROMANVS, wie 200 Jahre später Cola Rienzi, und warb um Stimmrecht in der großen Welt.

Diese Erhebung der Römer wurde einer der Gründe für das dringende Verlangen der Kurie, daß wieder einmal ein deutscher König über Berg ziehen möge nach Rom.

Deutscher König war seit 1152 der Hohenstaufe Friedrich, den die Italiener Barbarossa nannten.

Mit dem Eintritt dieses Fürsten in die deutsche und europäische Geschichte scheint die natürliche Entwicklung stille zu stehen, die Notwendigkeit zu ruhen und nur noch der Zauber und die Bannkraft der Persönlichkeit zu herrschen. Fast alle Bedingungen schienen seinem Königtum ungünstig, die günstigen wies er von der Hand, und doch stiegen sein Königtum und Kaisertum mächtig empor.

Daheim übernahm er die furchtbare Erbschaft eines anscheinend unheilbaren Gegensatzes zwischen seinem Hause und den Welfen. Er stammte durch seine Großmutter Agnes, die Tochter Heinrichs IV., von den Saliern ab und behütete treulich die Traditionen fränkisch-königlicher Reichsgewalt. Die Welfen dagegen, zuletzt Herzöge von Sachsen und Bayern, waren die Erben aller jener Fürsten, die sich, gestützt auf strengkirchliche Kreise, mit der ganzen Wucht der partikularen Stammeseifersucht dem fränkischen